



Aus Freude am Lesen

Hanns-Josef Ortheil erzählt von den Orten seines Lebens, von fesselnden Lektüren und von Bildern und Klängen, die ihn begeistert haben. So entsteht das Selbstporträt eines Enthusiasten und Entdeckers, der Leben und Kunst auf ihre verborgenen, magischen Kräfte hin untersucht. Die Taschenbuchausgabe ist vom Autor um wichtige Texte erweitert worden, die seit der gebundenen Ausgabe des Buches erschienen sind und für einiges Aufsehen gesorgt haben.

HANNS-JOSEF ORTHEIL wurde 1951 in Köln geboren. Er ist Schriftsteller, Pianist und Professor für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim. Seit vielen Jahren gehört er zu den bedeutendsten deutschen Autoren der Gegenwart. Sein Werk ist mit vielen Preisen ausgezeichnet worden, darunter dem Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck und zuletzt dem Stefan-Andres-Preis. Seine Romane wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt.

Hanns-Josef Ortheil

Die weißen Inseln der Zeit

Orte, Bilder, Lektüren

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2004 by Luchterhand Literaturverlag, München
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: semper smile unter Verwendung
eines Motivs von © Lotta Ortheil
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
KS · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74720-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Für Lukas, der mich am 7. Februar 2013
wieder mit den Kompositionen
Frédéric Chopins versöhnt hat*

Die unendliche Arbeit am Text

I

Die Arbeit am Text beginnt frühmorgens, gegen sechs Uhr, sofort nach dem Aufstehen und noch vor dem Frühstück. Sie besteht in Eintragungen in eine Chronik, in der ich den Verlauf des vorigen Tages knapp festhalte. Die handschriftlichen Notizen werden ergänzt durch Fotografien, ebenfalls vom vorigen Tag. Ich fotografiere nicht in dokumentarischer Absicht, sondern aufgrund von Impulsen: Plötzlich erkenne ich in meiner Umgebung etwas »als Bild«, und dieses »Bild« wirkt so anziehend und entfaltet eine solche Magie, dass ich es fotografiere. Zusammen mit den Fotografien ergeben die Notizen über den vergangenen Tag die Kurzgeschichte einer Tages-Präsenz: Da und dort habe ich mich aufgehalten, da und dort habe ich dieses oder jenes getan und gedacht. Wenn ich Wochen später erneut auf diese Chronik-Seite schaue, erscheint dieser bestimmte Tag wieder vor meinen Augen, in all seiner Einzigartigkeit, nun aber in verdichteten Atmosphären des Rückblicks und konzentriert auf seine Essenzen.

Die Arbeit am Chronik-Text ist eine Arbeit am voraneilenden, fließenden Lebensstrom, der anhand der knappen Eintragungen zu kleinen Stationen verdichtet wird. Anhand solcher Markierungen kann ich ablesen, welche Personen, Dinge, Motive oder Themen mich fortlaufend beschäftigen und steuern. Als Folge gelesen, erzählen die Chronikblätter (ein Blatt in DIN A3-Format pro Tag) die Vielzahl der biographisch beobachteten Geschichten und Linien, die sich verwandeln und ändern.

Im Verlauf eines Tages notiere ich dann möglichst regelmäßig in schmalen, handlichen und gut in einer Jackentasche unterzubringenden Notizbüchern. Solche Notate ergeben sich zum einen zufällig, durch Beobachtungen meiner direkten Umgebung, durch Erinnerungen, durch Gedankengänge, die bruchstückhaft fortgeführt werden. Meist liegt ihnen ein bestimmtes Spannungsmoment oder eine »Anziehung« von außen zugrunde, die auf Fixierung drängt. Es ist wichtig, diesem Drang auch zu folgen, selbst wenn Notate meist nur aus einer zufällig erscheinenden, bunten Reihe von merkwürdigen Details bestehen. Im ersten Augenblick ihres (wiederum handschriftlichen) Fixiertwerdens wirken sie zwar oft banal und beliebig und markieren nichts als einen anscheinend wenig ergiebigen, gerade aktuellen Impuls. Liest man sie aber zeitversetzt, Wochen oder Monate später, haben sie ihren aktuellen Bezug verloren und dafür eine beinahe poetische Aura erhalten.

Aus solchen Poetisierungen ist das eigene Empfinden und Denken gemacht. Indem ich fortlaufend und täglich notiere, was mein Gehirn anregt, bewegt und verfolgt, protokolliere ich etwas, das mir sehr nahe zu sein scheint, obwohl ich seine Nähe keineswegs durchschaue oder begreife. Notate streifen und berühren daher die Oberflächen des Unbewussten, sie folgen geheimen Strukturen und bilden mit der Zeit einen großen Fundus.

Aus dem Schatz dieses Fundus können später Details in die literarischen Werke eingehen, das Notieren ist aber keineswegs darauf angelegt, solche Details zu finden oder zu orten. Je unkontrollierter und sprunghafter es verläuft, desto besser. Spürbar muss bei jeder Notiz nur sein, daß sie eine starke, noch dunkle Verbindung zu den eigenen Emotionen aufbaut und daß solche Verbindungen sich auch in der Besonderheit einer sprachlichen Formulierung niederschlagen.

Das dauernde Notieren ist also ein fortlaufendes Aufmerksamkeits-Projekt. Es sorgt für eine möglichst stetige Wachheit der Beobachtung und des Registrierens und greift sich aus den verschiedensten Räumen und Orten, die mir begegnen, seinen individuellen Anteil. Fixiert die Chronik die »Eigenzeit«, so fixiert das Notieren den »Eigenraum«. In dieser Zeit und diesem Raum bin ich erst eigentlich »zu Hause«, »Eigenzeit« und »Eigenraum« machen aus einem beliebigen, zufälligen Leben ein bewusst geführtes, komponiertes und vor allem für die weitere Textarbeit ausgestattetes Leben.

3

Die Tagesnotate lassen sich im Nachhinein bestimmten Gruppen zuordnen. Manche fixieren einfach nur Details einer Umgebung, andere kreisen um immer wiederkehrende Themen, und viele entwerfen Motive von größeren Phantasien oder Geschichten, die mit der Zeit wachsen und wuchern. Um weiterarbeiten zu können, müssen die Notate deshalb einige Zeit nach ihrer Niederschrift getrennt und in unterschiedlichen Folianten und Skizzenbüchern aufbewahrt werden. Dort rücken sie aufgrund der Zuordnung enger zusammen und bilden eine Art Labor, das nun aus sich selbst heraus kreative Kombinationen und Energien entwickelt.

Die Separierung der Notate setzt voraus, daß sie aus den Notizbüchern herausgetrennt werden können. Daher werden sie ausschließlich auf der Vorderseite der Notizblätter fixiert. Mit der Zeit löst sich das Notizheft auf: die einzelnen Blätter wandern auf größere Seiten, werden dort miteinander in Beziehung gesetzt und erhalten Weiterführungen und Kommentare. Es gibt Folianten, in denen es nur um die Erkundung bestimmter Stadträume oder Landschaften geht, es gibt solche, die nur Eintragungen zum Sport, zur Musik oder zu Filmen

enthalten, und es gibt Skizzenbücher, in denen Notate zu einem literarischen Werk gesammelt werden, das sich noch un- deutlich abzeichnet. Indem die Notate so gruppiert und kommentiert werden, bilden sie nun starke Kraftzentren, die in den Notizbüchern immer neue Notate hervorbringen.

4

Zu all diesen Textarbeiten kommt noch die Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften, die meist frühabends verläuft und nicht länger als eine Stunde dauert. Solche Lektüren haben eine räuberische Funktion: Mit der Papierschere schneide ich aus mehreren überregionalen und regionalen Zeitungen Fotos oder Ausschnitte von Artikeln aus, die mich beim ersten Lesen in irgendeiner Form beschäftigen. Auch hierbei geht es nicht um »Dokumentation« oder die Sammlung von »zeitgeschichtlichen« Details, sondern ausschließlich um die Ortung bestimmter Reize, die von einzelnen Bildern oder Sätzen ausgehen.

Diese Spreu wird zunächst lose gesammelt und später in die bereits vorhandenen Folianten und Skizzenbücher geklebt, um deren inzestuöse Laborarbeiten aufzulockern und durch »Fremdstoffe« zu bereichern. Ein solches Ausschneiden und Verstreuen könnte natürlich auch digital verlaufen. In meinen Augen wirkt die digitale Verarbeitung jedoch »stumpf«. Sie nimmt den gedruckten Dokumenten ihre Einzigartigkeit und vereinheitlicht ihre Farben, Drucktypen und Formate. Digitales Material verwende ich daher nur in Ausnahmefällen, denn es kommt mir ja gerade darauf an, die Lebendigkeit der Fundstücke möglichst lange zu erhalten. Mit der Zeit verlieren sie ihr scheinbares Eigenleben und werden in der Bedeutung für mein eigenes Arbeiten erkennbarer. Sie verlieren gleichsam die Zugehörigkeit zu dem Ort, an dem sie erschienen sind,

und nehmen Verbindung auf zu den neuen Orten und Bezügen, in die ich sie versetzt habe.

5

All diese unendliche, verzweigte und sich schließlich auch aus sich selbst speisende Textarbeit bringt im günstigsten Fall literarische Werke wie Romane, Erzählungen oder Essays hervor. Diese veröffentlichten »Werke« machen jedoch nur einen kleinen Teil der eigentlichen Textarbeit aus. Ich schätze, daß über neunzig Prozent dieses Arbeitens unveröffentlicht bleiben und in seiner ganzen Vielfalt so etwas wie einen großen Werkstattbau bilden, dem gegenüber die »Werke« Zusatzprodukte sind. Ohne mein tägliches Notieren, Sammeln und Zuordnen könnte ich wohl nicht leben, ohne das Veröffentlichen von »Werken« schon. Gegenüber dem wilden, spontanen und meist stark belebenden Notieren und Sammeln entstehen die »Werke« beinahe autonom. Romane entzünden sich an kleinen Motiven und Aufhängern (wie Figuren, Räumen, Szenen oder auch nur einem einzigen Satz). Solche Aufhänger müssen dann gefüttert, bedient und ausgeführt werden. Sie wachsen, schrumpfen, verweigern sich, machen kehrt, stehen auf dem Kopf, sie haben ihr eigenes Leben und ernähren sich nach einem bestimmten Appetit, dessen Bestandteile lange nicht genau zu erkennen sind.

Nach einiger Zeit entwickeln sie aber einen immer stärkeren Hunger und rufen immer neue Notate ab, was im täglichen Leben dann dazu führt, daß ich meine Umgebung und das, was ich sehe und erlebe, immer mehr unter der Perspektive des gerade entstehenden Werkes betrachte. Dann erlebe ich oft, daß viele Details sich anbieten und plötzlich wie mit innerer Notwendigkeit erscheinen. Der Radius der täglichen Beobachtungen und Sammlungen wird immer kleiner, der Roman unter-

wirft sich das Notieren, erst nach seiner Fertigstellung wirkt die Welt wieder weit und ungeordnet und dreist dominant.

6

All dieses Suchen, Verbinden und Peilen ist meist ein Vergnügen, ja sogar eine Lust. Es ist ein Arbeiten, das an der Präzisierung einer bestimmten Physiognomie feilt. Aus einem Menschen, den seine Geburt zufällig an irgendeinen Ort der Welt versetzt hat, entwickelt sich unendlich langsam, aber doch kontinuierlich eine »Figur«, die ihre »eigenen« Orte bestimmt, baut und sie nach immer »eigener« werdenden Impulsen formt. Manchmal träume ich davon, daß eine solche Arbeit niemals aufhören möge.

Orte

Meine Eltern und ich

Ich wurde am 5. November 1951 in Köln geboren, meine Eltern wohnten damals im Norden der Stadt, in Köln-Nippes, am großen Erzbergerplatz, der heute wieder von alten, schön renovierten Mietshäusern aus den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg umsäumt wird.

Köln war nicht die Heimatstadt meiner Eltern, aber es war die Stadt, in der sie sich zeitlebens am wohlsten fühlten. Mein Vater hatte nach seinen Kriegssoldatenjahren in Köln eine Anstellung bei der Bundesbahn gefunden, von Beruf war er Geodät oder, wie er sagte, »Landvermesser«. In den Diensten der Bahn vermaß er Strecken, berechnete Tunneldurchbrüche und entwarf Brücken, er hatte eine Leidenschaft fürs Detail, fürs Exakte, für die ästhetische Zeichnung, für Millimeterpapier, Zirkelkästen und gut gespitzte Bleistifte. Wenn ich ihn zeichnen konnte, sähe man ihn auf einem drehbaren, arm- und lehnlosen Schemel vor einer weißen Tischplatte, die von einer tief hängenden Lampe beleuchtet wird. Vater beugt den Oberkörper über die Platte, die Zungenspitze wischt nervös über die Unterlippe, der Zirkel kreist auf dem hauchdünnen Papier, das sich an beiden Seiten zusammenrollt. Es ist still, niemand stört ihn, es ist die Stunde der Geometrie.

Meine Eltern kamen aus dem Siegerland, aus dem kleinen Ort Wissen an der Sieg, kaum fünfzig Kilometer östlich von Köln. Siegerland, sage ich, aber eigentlich müßte ich Nördlicher Westerwald sagen, denn meine Eltern, besonders aber mein

Vater, der mit zehn Geschwistern auf einem großen Bauernhof aufgewachsen war, verstanden sich als Westerwälder.

Westerwälder – das sind die schwarz gekleideten, in sich gekehrten und landtreuen Menschen auf den Fotografien August Sanders, Bauern auf dem Sonntagsspaziergang zur Kirche, Frauen mit dunklen Kopftüchern, gezeichnet von vielen Geburten, Kinder, ängstlich und maulfaul, in einer dichten Traube um die auf zwei Stühlen thronenden Eltern geschart. So existieren sie auf meinen inneren Bildern als Gestalten der Vorzeit, als Gestalten der archaischen Gesten und Jahreszeiten, fromm, katholisch, die Männer oft mit breiter Stirn, störrisch, unbeeindruckt, eine Sippe, die daheim blieb, jahrhundertlang, und nie aufgestört wurde von Eindringlingen oder Fremden.

Die Eltern meines Vaters waren Bauern, der große Hof lag an der Nister, einem Nebenflüßchen der Sieg, zum Hof gehörte eine Gastwirtschaft, all das gibt es heute noch, und drinnen, hinter der Theke der Gastwirtschaft, steht heute mein Vetter Johannes und begrüßt die Gäste.

Die Eltern meiner Mutter aber waren Kaufleute und hatten, wie es hieß, »ein großes Geschäft«, anfangs Spedition, dann Baustoffe, Kohlen, Öl und vor allem alles, was die Bauern brauchten, die mit ihren Traktoren vorfuhren, um *de Säucher* zu wiegen.

Zwischen dem Hof meines Vaters und dem Elternhaus meiner Mutter, das im alten Teil von Wissen, nahe der Kirche, steht, sind meine Eltern, seit sie sich kennengelernt hatten, hin und her geeilt, meist zu Fuß oder auf Fahrrädern. Meine Mutter hat in der Gastwirtschaft ausgeholfen, und mein Vater saß sonntags am Mittagstisch seiner späteren Schwiegereltern, dunkel gekleidet, der einzige Studierende weit und breit, seiner Passion nach aber ein Jäger oder ein Förster, witterungsabhängig, naturbegeistert, einer, der in Naturbildern dachte.

Da, wo meine Eltern ihre Kindheit und Jugend verbracht haben, haben sie sich in den fünfziger Jahren ein Haus gebaut, gleich weit entfernt von beiden Elternhäusern. Lange Zeit war das Haus vermietet, solange sie, wie es hieß, »unterwegs«, in der Fremde, waren.

Doch Anfang der siebziger Jahre haben sie sich dort wieder niedergelassen, von wo sie 1939, im Jahr des Kriegsbeginns, »in die Welt« aufgebrochen waren.

Sie bezogen ihr Haus, sie waren wieder angekommen im warmen Kreis der Verwandten und Freunde, und an den Sonntagen ging mein Vater zu seiner elterlichen Gastwirtschaft, mit dem Spazierstock auf dem Asphalt den Weg taktierend, und wurde von seinem jüngsten Bruder, der damals Hof und Gastwirtschaft betrieb, herzlich begrüßt.

Ich war das fünfte Kind meiner Eltern. Meine Mutter hat außer mir noch vier Söhne geboren, doch als ich 1951 zur Welt kam, war keiner der vier noch am Leben. Drei waren Stunden, Tage oder Wochen nach der Geburt gestorben, der erste in Berlin während eines Bombenangriffs, die beiden anderen nach dem Krieg, in Köln, als meine Mutter schon nicht mehr daran glaubte, daß eines ihrer Kinder am Leben blieb.

Denn die Lebenslinien unserer Familie, die meiner Eltern und meine eigene, sie haben einen fernen Fluchtpunkt, den 6. April 1945, den Tag, als mein zweiter Bruder, fast dreijährig, ums Leben kam. Meine Mutter war damals kurz vor Kriegsende mit ihren nächsten Verwandten auf das Hofgut »Hecke« nahe bei Wissen geflüchtet, am frühen Morgen des 6. April besetzten die Amerikaner das Gut, das wenig später von der versteckt im Tal liegenden deutschen Artillerie beschossen wurde.

Als die Geschosse einschlugen, saß meine Mutter in der Küche und hatte meinen Bruder auf dem Schoß, ein Granatsplitter traf ihn in den Hinterkopf, er war sofort tot, meine Mutter

aber überlebte, verstört, ein in sich erstarrtes, zu Tode erschrockenes Bündel, das aufhörte, weiter an das Leben zu glauben.

Die beiden Söhne, die sie nach dem Krieg dennoch zur Welt brachte, starben, als wäre der Krieg noch nicht zu Ende, und auch als ich zur Welt kommen sollte (meine Mutter war inzwischen schon beinahe vierzig), rechnete niemand mit meinem Überleben.

Zum Zeitpunkt meiner Geburt war ich der Letzte und Erste zugleich. Ich war der Letzte einer ausgestorbenen Sippe, der Gemeinschaft meiner vier toten Brüder, von denen man erzählte, sie lebten im Himmel und blickten auf mich mit besonderer Freude. Und ich war der Erste, der meinen aus dem Himmel mit Wohlgefallen auf mich blickenden Brüdern zu beweisen hatte, daß sie weiterlebten in mir, daß sie wuchsen mit meinem Wachstum, daß ich sie wiedergebar.

Köln, Erzbergerplatz

Es ist Nachmittag, und Du sitzt »Em Golde Kappes«, dem alten Nippeser Brauhaus, das es seit 1913 gibt. Im 19. Jahrhundert soll in der ganzen Umgebung bis hin zum Rhein Kappes angebaut worden sein, von dort hat das Brauhaus seinen Namen, in dem jetzt von 10 Uhr morgens bis Mitternacht ohne Pause das gute Mühlen-Kölsch frisch vom Anstich serviert wird.

Du sitzt an einem der hellen, gescheuerten Brauhaustische, das milchig-gelbe Licht der Deckenlampen erhellt den Raum schwach, ringsum verläuft eine dunkle Holzverkleidung, die letzten Spätesser des Mittags beugen sich über eine »Dom-

Woosch mit Rөгgelche« oder »E Engk Blotwoosch met Өllig«, und die ersten Fröhesser des Abends bestellen zu Fleisch oder Wurst warme Beilagen, »Ädäppelschlot« für zwei Euro zwanzig oder »Quallmänner« für zwei Euro, oder den traditionellen »Sore Kappes«, der zum Mühlen-Kölsch besonders gut schmeckt.

Kaum hundert Meter vom »Golde Kappes« entfernt, am alten Erzbergerplatz, der bei seiner Entstehung Königin-Luise-Platz, dann Erzbergerplatz, kurze Zeit Adolf-Hitler-Platz, jetzt aber wieder Erzbergerplatz heißt, hast Du die ersten Jahre Deines Lebens verbracht, im ersten Stock von Haus Nummer neun. Deine frühesten Erinnerungsbilder bestehen aus Blicken aus dem Fenster des ersten Stocks hinunter auf den Platz, Du siehst kleine Gruppen von Kindern, die Murmeln und Ball spielen und sich jagen und davoneilen in alle Windrichtungen, und Du drückst Deine Nase gegen das Fensterglas, weil Du auf Vater wartest, der am frühen Abend die Schillstraße hinauf heimkommt und beim Einbiegen auf den Erzbergerplatz zu Deinem Fenster hinaufschauen wird, um Dir zu winken.

Bevor Du aber mit Deinem kleinen Rundgang durch Dein Kindheitsviertel beginnst, trinkst Du noch ein Kölsch und blätterst in dem Buch von Reinhold Kruse, Reinhold Kruse hat den ganzen ersten Band der »Edition Nippes« dem Erzbergerplatz gewidmet, in vierzehn Kapiteln geht er seiner Entstehung und seinen Veränderungen im vergangenen Jahrhundert nach.*

Und so erfährst Du, daß sich an der heutigen Stelle des Platzes früher einmal der »Nippeser Volksgarten« mit einem großen Weiher und einem Gartensaal befand, Tanzkränzchen, Jahrmärkte und Konzerte muß es dort gegeben haben und Frühlings- und Sommerfeste mit bengalischem Feuerwerk über

* Reinhold Kruse: Der Erzbergerplatz und der »Schillplatz«. Köln-Nippes 1995

dem Weiher oder einer Fackelpolonaise um den Weiher herum, an schönen Tagen konnte man Kahnfahren und an kalten Wintertagen Schlittschuhlaufen. Der Weiher muß in einer alten Rheinrinne gelegen haben, die es jahrhundertlang gab, ich bin am Ufer des Rheins groß geworden, denke ich, an den Ausläufern einer alten Rheinrinne habe ich meine ersten Tage verbracht, das ist ein weiteres Kölsch wert.

Anfang des vergangenen Jahrhunderts hat man den Nipperer Weiher dann zugeschüttet und mit der Anlage eines großen Platzes begonnen, in einer Stadtverordnetenversammlung hat man darüber gestritten, ob der Name Königin-Luise-Platz nicht zu hochtrabend sei, aber man ist dann doch bei diesem Namen geblieben. Schöne mehrgeschossige Häuser sind dann rund um den Platz entstanden, und schon bald legte man dort die erste »gärtnerische Schmuckanlage« in Nippes an, mit Blumen- und vor allem Rosenbeeten, Laubengängen und einem Kinderspielplatz, diese Anlage hat sich mit vielen Veränderungen über ein ganzes Jahrhundert erhalten, ich kann mich gut erinnern, sie beinahe täglich durchstreift zu haben, in den fünfziger Jahren waren die sie umgebenden Straßen noch autofrei, so daß man als Kind die schmalen Trottoirs an den Häusern entlanglaufen und ohne sich umzuschauen über die Straße auf die freien Flächen inmitten des Platzes wechseln konnte.

Das Haus Nummer neun, in dem ich aufwuchs, muß um 1908 entstanden sein, Reinhold Kruse zitiert sogar einen Brief seines Bauherrn Friedrich Wilhelm Müller an das Tiefbauamt der Stadt, in dem Herr Müller darum bittet, das Trottoir vor dem Haus und besonders vor der großen Toreinfahrt endlich zu richten. Herr Müller war Besitzer der »Rheinisch-Westfälischen Cement-Gesellschaft« und einer »Baumaterialien-Großhandlung«, die Pferdefuhrwerke mußten über das Trottoir in den Innenhof fahren, zu meiner Zeit gab es die Müllersche Firma und den Großhandel nicht mehr, wohl aber die bis zu vier Meter hohen und ausgedehnten Kellerräume, in denen die

Baustoffe und später Flaschen und Kisten der Getränkefirma Bluna gelagert worden waren.

Am Erzbergerplatz wohnten früher Beamte und Kaufleute, und in den Parterre- und Souterrain-Räumen gab es viele Läden und kleine Geschäfte, eine Metzgerei, eine Bäckerei, eine Milch- und Butterhandlung, einen Friseur, ein Papier- und Schreibwaren-Geschäft, eine Schreinerei, eine Schneiderei, einen Tabakwarengroßhandel und ein Maler- und Anstreicher-Geschäft.

Heute gibt es diese bunte und lebendige Vielfalt nicht mehr, in den Parterre- und Souterrain-Räumen rund um den Erzbergerplatz ist es ruhiger geworden, es gibt hier jetzt Büros, Anwalts- und Arzt-Praxen, nur die alte Eckkneipe, in die man seit 1907 einkehrte, gibt es noch, sie heißt heute »Gernot's Rosengarten«, denn seit 1994 gibt es am Erzbergerplatz wieder große Rosenbeete, so wie früher, als sich hier ein sechs mal zehn Meter großes Rosenbeet mit Rosen der Sorte Madame Caroline Testout befand.

Am meisten gefallen mir die alten Ansichtskarten, die Reinhold Kruse gesammelt und ebenfalls in seinem wunderbar detailfreudigen Buch veröffentlicht hat, auf ihnen säumen hohe Pappeln den Platz, und viele Kindergruppen stehen sehr ernst in langen Reihen mit nur wenigen älteren Begleitpersonen auf seinen Frei- und Spielflächen, als gehörte ihnen der weite und offene Platz und als würden sie gleich wieder kichernd und schreiend zwischen seinen dunklen Hecken und Baumreihen verschwinden.

Es dunkelt schon, Du zahlst und machst Dich jetzt auf den Weg, Du biegst in die Mauenerstraße ein und erreichst schon bald die kleine Kirche St. Heinrich und Kunigund, die »ahl Kirch«, wie sie hier in Nippes genannt wird, weil sie die erste Nippeser Pfarrkirche war und dort steht, wo sich vor hundertfünfzig Jahren der Nippeser Friedhof befand. Jetzt sind es nur noch wenige Meter und dann stehst Du vor »Gernot's Ro-

sengarten« und blickst auf den langgestreckten Platz, jedes Mal mußst Du schlucken, weil die Erinnerungen mit dem ersten Anblick da sind, die gesamte Klangkulisse scheint zu verebben, und hinter den jetzt bunten Fassaden brechen die dunkleren Farbtöne der Nachkriegszeit hervor.

Du überquerst die Straße und setzt Dich in die Mitte der »gärtnerischen Schmuckanlage«, die jetzt wieder schön hergerichtet ist, Du schaust hinüber zum Haus Nummer neun, unter dem sich im Krieg vielleicht ein großer Bunker befand, und als würdest Du taub gegenüber den Geräuschen von heute, hörst Du jetzt wieder das helle Kindergeschrei Deiner Tage, und Du siehst im Erker des ersten Stocks von Haus Nummer neun das Gesicht Deiner Mutter, die alle paar Minuten ans Fenster eilt, um zu sehen, ob Du noch lebst. Du aber sitzt draußen, auf der Umrandung eines Sandkastens, im Frühling hörst Du das heisere Vogelgezwitscher in den hohen Bäumen und siehst manchmal dichte Schwärme in das offene Oval des Platzes einfallen wie schwere Wolken, die sich ausregnen und rasch wieder dem hellen Himmels-Blau Platz machen, und im Spätherbst schießen die letzten Sonnenstrahlen wie ein blitzendes helles Pfeilgewitter vom Himmel und tauchen den Platz in ein scharf gleißendes Licht.

Du sprichst nicht, Du sitzt stumm da und starrst oft in den Himmel, Du kannst regungslos sitzen, als wärest Du aus Stein und als könnte Dich nichts irritieren, die anderen Kinder laufen und wuseln um Dich herum, und manchmal nimmst Du ein gelbes Schippchen und gräbst damit langsam den feuchten Sand um, als genügte diese Bewegung, um am Leben zu bleiben.

Du sitzt jetzt ganz still, so wie früher, und langsam setzt sich der alte Schwarz-Weiß-Film aus den frühesten Kindertagen wieder zusammen und beginnt vor Deinen Augen zu flimmern, trotz Deiner Angst und der noch viel größeren Angst Deiner Mutter, die vor Deiner Geburt vier Söhne verloren hatte, hast

Du Dich auf diesem Platz geborgen gefühlt, die Szenen, die Du siehst, spielen Mitte der fünfziger Jahre, Du hast einen kleinen Roller bekommen und schiebst ihn durch die hölzerne Toreinfahrt der früher hier ansässigen »Rheinisch-Westfälischen Cement-Gesellschaft«, Du fährst auf Deinem Roller das schmale Trottoir immer wieder hinauf und hinab, bis Deine Mutter mit ihrer Einkaufstasche unten erscheint und Du neben ihr herziehst, zu den kleinen Läden rund um den Platz.

Heute kommt es Dir oft so vor, als spielten all Deine nächtlichen Träume immer wieder in diesem Terrain, so oft erscheint in ihnen das weite Himmelsdach über dem geschlossenen Rechteck der Dächer, in kurzen Sommerhosen stehst Du auf dem Trottoir und blickst auf das regennasse Kopfsteinpflaster einer Straße, in dem sich der Himmel spiegelt, aus den Toreinfahrten der Häuser dringt leises Stimmengemurmel, Du verstehst aber nichts, ein bunter Ball springt vor Dir auf und hüpfst durch die Stille, am Ende der Straßenflucht aber erheben sich die beiden spitzen Zeigefinger der Dom-Türme, während aus einer Seitenstraße der kleine Gemüsekarren von Frau Tiefes hervorpoltert, deutlich siehst Du die Waage und die braunen Papiertüten. Oft erkennst Du in Deinen Träumen auch die alte Tür der Wirtschaft am Eck, sie öffnet sich, und Du hörst plötzlich ein munteres Stimmengewirr, zwei dunkel gekleidete Männer stolpern heraus und verschwinden sofort, und dann nähert sich von der Seite der Prozessionszug, die Ministranten tragen das Kreuz und die Fahnen, und an den Straßenrändern fallen die Gläubigen auf die Knie, Du hörst aber keinen Laut, sondern siehst Deine Mutter, die sich aus einem grauen, verschwommenen Land nähert, den leeren Kinderwagen vor sich her schiebend, sie packt Dich und setzt Dich hinein, Du streckst die Arme, und sie drückt Dir irgendwas in die Hand, und dann glaubst Du in Deinem kleinen Wagen durch das Viertel zu gondeln, denn die Fahrt wiegt Dich hin und her.

So träumst Du, in den Tiefenschichten Deiner Seele hast Du Köln nie verlassen, seine Straßen und Mauern sind Dein ältestes Zuhause, und oft ist die Sehnsucht nach diesen Bildern so stark, daß Du hinfahren mußt, um das Einfachste wiederzusehen: Eine leere Nippeser Straße im Sonnenlicht des Mittags, die »Seufzerecke« mit dem Bild der »Immerwährenden Hilfe« gleich rechts nach dem Eingang in St. Heinrich und Kunigund oder ein paar ballspielende Kinder in der Nähe des Rosenbeets ...

Du sitzt noch immer still, die starken Erinnerungsbilder machen Dich fühllos und steif, und erst als die Dunkelheit kommt, stehst Du auf und verläßt den Erzbergerplatz, indem Du die Schillstraße hinab gehst, an der Ecke gibt es jetzt den Kinderladen »Rapunzel« und schräg gegenüber einen türkischen Kiosk und »Teisner«, das Bestattungsunternehmen. Dein kleiner Rundgang endet unten am »Schill-Eck«, Du gehst hinein, um ein letztes Kölsch zu trinken, »met uns mäd keene de Aap« steht im »Schill-Eck« an der Wand, und Du nickst beinahe, als Du das liest, so ernst bist Du geworden.

Dann bestellst Du Dein Kölsch, aber noch bevor Dir Dein Glas hingestellt wird, geht die Tür des Lokals auf, und ein Gast kommt rasch herein, gibt einigen anderen Gästen die Hand und kommt dann auch zu Dir an die Theke, um Dir die Hand zu geben und Dich zu begrüßen. Du kennst den Mann nicht, Du hast ihn noch nie gesehen, und einen Moment denkst Du, der »mäd de Aap«, aber dann siehst Du, daß Du Dich geirrt hast, Dein Freund meint es ernst, und er bestellt ein Kölsch und schaut vor sich hin.

Auch Dein Glas steht jetzt vor Dir, und Du stößt mit ihm an, und als ihr getrunken habt, hast Du Deine Sprache wiedergefunden und Du beginnst zu sprechen und von Deinem Nachmittag zu erzählen, »is net woahr«, sagt Dein Freund immer wieder, »dat is net woahr«, ist sein Refrain, aber das stört Dich nicht, denn Du hast jetzt den alten Nippeser Weiher vor

Augen, den Weiher und die Rheinrinne und die kahnfahrenden und schlittschuhlaufenden Kinder, die sich dann in kleine, dunkle Vögel verwandeln, die in den Hecken zirpen und sich in die hohen Pappeln flüchten, und am Ende Deiner Erzählung sagst Du, »dat is alles woahr«, Mann Joddess, jläuv mer, alles is woahr.

Karneval

Plötzlich waren die fremden Gestalten da. Sie kamen allein, höchstens zu zweit, und sie gingen ernst, und als bemerkten sie ihre Umgebung nicht, durch die Straßen. Sie trugen Anzüge mit bunten Flickern und viel zu große Schuhe, und ihre geschminkten Gesichter leuchteten unter Clownshüten und Pappnasen. Wir Kinder liefen ihnen in kleinen Gruppen hinterher, wir tanzten um sie herum, wir wollten sie aus der Reserve locken, aber sie gingen, ohne uns zu beachten, ihrer Wege, kauften irgendwo ein, verschwanden in einer Wirtschaft und tauchten spät am Abend wieder in den dunklen Nachkriegsstraßen und Trümmerlandschaften auf, als gehörten sie zu einer anderen Welt.

Noch heute sind diese Bilder, die Bilder des unvermuteten Auftauchens der Verkleideten in den schummrigen und aufgerissenen Straßen im Kindheits-Köln der fünfziger Jahre, Urbilder meiner Vorstellung vom Kölschen Karneval. Als Kind dachte ich, daß sich diese Verkleideten untereinander auf geheime Weise verständigten, vielleicht trafen sie sich zu bestimmten Zeiten in den Wirtschaften, wo sie dann zusammen einen Tisch besetzten, ganz ruhig und beinahe gelassen, als gehörten sie einer uralten Gesellschaft mit traditionsreichen Riten an. Möglich war auch, daß sie sich nachts irgendwo an ver-

borgenen und nur ihnen bekannten Orten versammelten, wo sie endlich ganz unter sich waren und nicht mehr von uns Kindern wie Weltwunder angestarrt wurden.

Was mich am meisten an ihnen faszinierte, war aber ihre selbstverständliche und selbstbewußte Erscheinung. Sie kamen von irgendwoher, und sie gaben ihr Geheimnis nicht preis, ja sie gingen durch die Straßen, als wäre nichts dabei, sich in diesen bunten Aufmachungen zu präsentieren. Selbst in den Wirtschaften fielen sie nicht weiter auf, niemand hänselte sie oder sprach sie dumm an, nein, sie wurden sogar bevorzugt bedient, als wäre ihnen gelungen, was wir anderen uns nur wünschten, aber nicht gestatteten: Den kleinen, Helligkeit ins Leben zaubernden Auftritt, die Verwandlung des ärmlichen Alltags zur Bühne.

Natürlich wollten wir Kinder es ihnen gleichtun. Und so zogen auch wir Ringelhemden und Clownsnasen an und kramten aus den feuchten und modrigen Kellern alles, was sich karnevalistisch verwenden ließ. Mit bunten Fähnchen und zerschlossenen Regenschirmen, mit kaputten Kochtöpfen und alten Zinkwannen zogen wir durch die Straßen und weiter zum Krömchen, wo der alte Jupp sonst unsere Mütter bediente, jetzt aber mit grellweiß geschminktem Gesicht und schwarz umrandeten Augen Obst und Gemüse verkaufte. Wir setzten uns auf die Schwelle und gehörten dazu, wir waren Kinderkrom, wie alles in diesen Karnevalstagen zum Krom wurde, aus den zerbombten Häusern ans Tageslicht gefischter Krimskrams, der sich mit einem Mal wieder verwenden ließ.

Mit diesem Nachkriegsflitter umgaben wir uns und mit ihm streiften wir jetzt tagelang durch die Trümmerlandschaften, uns immer neue Spiele ausdenkend, die zu unseren Verkleidungen paßten. Bald bemerkten wir nicht mehr, daß wir verkleidet waren, und wollten uns am Abend nicht abschminken lassen, denn auch wir dienten längst dem geheimen Orden derer, denen die Verwandlung geglückt war, hinübergeschlüpft

in eine fremde, uns von Tag zu Tag immer mehr schützende Haut.

Und dann war der große Tag da, und alle wollten dazugehören. Ein kleiner Zug schob sich durch die Straßen unseres Viertels, und die Unverkleideten standen in ihren traurigen, dicken Wintermänteln auf eilig zusammengebastelten Holztribünen. Es wurde gesungen und Akkordeon und Klarinette gespielt, wir Kinder durften mitlaufen und wurden von den Erwachsenen an den Händen gehalten, ach, ihr weichen, immer wieder von neuem gesungenen Liedchen, ach, dieses an den zerschundenen Häuserwänden wie Weihrauch aus Sing-Sang aufsteigende Klängen!

Hinterher aber ging es in die Wirtschaft am Eck, die Erwachsenen tranken und summten, gedämpft und schon etwas müde, noch weiter, wir Kinder aber krochen über den Holzboden, unter den Tischen hindurch, und malten mit unseren Fingern Männchen aus den schimmernden Bierlachen. So saß man bis tief in die Nacht, langsam erstarb der Karneval, das bunte Geflüster fiel von einem ab, und wenn wir in großer Runde nach Hause gingen, war die Melancholie da, als hätte die böse Welt nun doch wieder gesiegt ...

Das ist der Karneval, wie ich ihn vor Augen habe, jedes Jahr fahre ich von neuem in meine Heimatstadt, als könnte ich ihn wieder zum Leben erwecken. Ich gehe nicht auf Sitzungen, und ich schaue mir die großen Umzüge nicht an, statt dessen quartiere ich mich in meinem Kindheits-Viertel ein und mache mich auf den Weg. Der schwache Sonnenschein, der graue, feine Splitt auf den Bürgersteigen, die alten Häuser des Nachkriegs-Kölns mit ihren Familien-Gerüchen – daraus setzen sich die Atmosphären zusammen. Und plötzlich, jedes Mal wieder unerwartet und neu, erscheinen sie, die Verkleideten, die ersten maskierten Einzelgänger, die zum Auftakt der närrischen Tage ihre Runden durchs Viertel drehen.

Heute kenne ich viele von ihnen und sitze manchmal sogar

mit ihnen zusammen. Sie sind echte Kölner und Karnevalisten von Natur, jetzt im Vorfrühling kommen sie gleichsam mit Leib und Seele in der Rolle an, die sie sonst nur in Bruchstücken leben. Die großen Charakterbilder, die so entstehen, sind das Schöne und Einzigartige am Kölner Karneval, in ihnen erfinden sich Menschen, die eine Rolle bis ins Detail leben und sich so gekonnt schmücken und ausstellen, als wären sie für diese Rolle geboren.

Nirgends in Deutschland ist der Karneval dann so selbstverständlich. Er gibt der Mentalität der wahren Kölner, ihrer Freude am Spiel, ihrem Wortwitz, ihrer Fähigkeit, den Alltag leicht zu nehmen, erst den angemessenen Raum und eine improvisierte Bühne. Auf ganz selbstverständliche, natürliche und nahtlose Weise verwandelt sich ein Kölscher Typus dann in einen Karnevalisten. Mit seiner Verkleidung kehrt er all seinen Eigensinn, seine ganze Art zu sprechen und querebeet zu denken, nach außen, er steigert sich, könnte man sagen, er lebt auf, setzt Akzente, er streut den kölschen Singsang seines trockenen Witzes jetzt freigebig unter die Leut.

Mein Karneval ist daher etwas anderes als der Prunkkarneval großer Auftritte und Säle. Er schleicht sich in kleinen Umzügen durch die Nachkriegsstraßen, er lodert in den Kölschen Kneipen und Wirtschaften vor sich hin, und manchmal hat er für Momente sogar eine ernste und melancholische Seite. Für mich ist diese Seite voller Erinnerungen an die Nachkriegszeit, als sich der Kölsche Karneval mit nicht zu überhörender Wehmut aus den Trümmern wiedergebar. »Mer sin widder do un dun wat mer künne« – noch heute habe ich den leisen Refrain dieser Jahre im Ohr.

Wenn ich im »Golde Kappes« von Nippes sitze, summt dieser Refrain im Hintergrund mit. Sie sin widder da, die Karnevalisten, sie haben die Katastrophen eines Jahres und seinen Alltag überstanden, jetzt dürfen sie feiern, nicht übertrieben laut und überhaupt nicht so, als wären sie dazu verdonnert. Sie

bestellen ihr Kölsch, sie senken den Kopf, ihre weiße Schminke glänzt im mattgelben Lampenlicht der Brauhäuser. Und irgendwo unten, zu ihren Füßen, sitzen wir Kinder, traumverloren und glücklich, um in den späten Stunden durch den Krom und die Melange dieses aufschäumenden Lebens zu krabbeln, das es nur in Köln gibt, einzig in Köln.

Der Kölner Dom

Kurz vor dem Hauptbahnhof hält der Zug. Ob man von Westen, Süden oder Osten nach Köln kommt – immer hält der Zug wenige hundert Meter vor dem Hauptbahnhof. Alles kommt für eine kurze Andacht zum Erliegen; die Stimmen der Fahrgäste werden leiser, Fenster öffnen sich, kleinlaute, dumme Fragen werden gestellt. Dann das Aufatmen, der Zug bewegt sich wieder.

Der Zug hält, weil er sich nicht nur Köln, sondern mehr noch dem Kölner Dom nähert, dem, wie wir nicht erst durch Goethe wissen, Dom der Dome, der Urgestalt eines Doms schlechthin und der dreistesten Aufbietung an Gotik überhaupt. Da geraten Züge wie von selbst ins Stocken, und Blicke werden ganz anders.

Bevor wir uns dem Dom aber stellen, steigen wir erst einmal aus. Daß der mächtige Hauptbahnhof, bald hundert Jahre alt, sich so nahe an ihn heranmacht, irritiert uns immer wieder, schon beim Bau der Gleisanlagen und der Konstruktion der weit ausschwingenden Bahnsteighalle wurde um jeden Meter gestritten. Es gab lautstarke Stimmen, die für einen Hauptbahnhof an ganz anderer Stelle waren, aber nicht die Ästhetiker, sondern die Pragmatiker setzten sich durch.

So stehen wir also notgedrungen in der großen Halle aus

Eisen und Glas, deren Dachrippen sich wie dunkle Flügel einer gewaltigen Fledermaus über unseren Köpfen halten, die Kunsthistoriker sprechen prosaischer von der »Form einer gedrückten Spitzbogentonne«. Gedrückt – warum gedrückt? Weil sie den Dom unterlaufen mußte und nicht weiter auffallen durfte. Unterordnung, sanftes, unauffälliges Anschmiegen – so dachten sich die Erbauer ihren dann doch recht monströs geratenen Hauptbahnhof, dessen hochgelegene Bahnsteige wir jetzt verlassen, um uns durch die Tunnelschläuche zum Ausgang zu bewegen.

Das alte Empfangsgebäude im Stil imitierter Renaissance mit seinen Fürstenräumen und einem Uhrturm mit der preußischen Königskrone als Krönung steht nicht mehr, statt dessen haben wir es mit einer Empfangshalle aus den fünfziger Jahren zu tun, vorn mit viel Glas, das den Blick auf den Dom freigeben soll. Meine Sache ist diese Empfangshalle nicht, deshalb lieber gleich raus. »Immer wenn ich aus dem Aquarium der Halle des Hauptbahnhofs hüpfе, singe ich und springe ich hoch wie der Dom«, hat der Kölner Schriftsteller Jürgen Becker geschrieben.

Jürgen Becker ist ein Kölner, vielleicht wollte er einfach sagen, daß er als Kölner immer wieder aus dem Häuschen gerät, wenn er nach Köln zurückkommt, vielleicht war sein Satz aber auch eher lyrisch gemeint, die Lyriker geraten angesichts des Doms nämlich in ein wahrhaft posaunendes Schwärmen. Irgendwie wollen sie mit der Größe des Doms mithalten, etwa so, wie es der sowieso den kräftigen Tönen zugeneigte Theodor Däubler versuchte: »Unweigerlich gipfelst du, Dom, mit steinernen Sehnsuchthälsen über alle Menschlichkeit empor ins ewige Sanftblau.«

Eines ist immerhin klar: Däubler sah den Dom als Gebirge, und er scheute sich nicht, ihn mit »Du« anzureden. Das geht mir zu weit, vorerst begegnet mir das Gebirge auch nur von der Seite, und von der Seite ist es schwer zu fassen. Viel schö-

ner wäre es, dem Dom gleich frontal zu begegnen, es genügte auch schon, wenn er parallel zum Bahnhof stünde, so aber steht er schräg-seitwärts, als ginge ihn der erste Blick des Köln-Reisenden einfach nichts an.

Der Dom stellt sich kühl, er pustet einem etwas von seiner Domhöhe, die durch den Domhügel, auf dem er errichtet wurde, noch abweisender wirkt. Früher erklimm der Reisende den Hügel über freundliche Gartenwege, im Sommer blühte es da, vom Herbst ganz zu schweigen, jetzt aber müssen wir uns eine Betontreppenanlage hinaufbemühen, die uns zur Domplatte führt.

Die Domplatte, die, wie der Name schon androht, alles platt, eben, einfach begehbar, dazu aber auch unsäglich monoton macht, ist eine typische Erfindung jener aseptischen Jahre, denen Fußgänger- und Erlebniszonen alles bedeuteten. Man hatte es zwar geschafft, die Autos in Parkhäuser unter die Erde zu verbannen, dafür aber eine öde Riesenfläche in Kauf genommen, die einzig für Skateboardfahrer geschaffen scheint.

Und so erproben die Skateboardfahrer hier oben die neusten Modelle, sie fetzen Schneisen in die Fußgängerströme, treiben auseinanderstrebende Kegelvereine zu erschrockenen Schafherden zusammen und belohnen die Ängstlichen mit jenen fantastischen Loopings, für die ihre Laufwerkzeuge gar nicht gedacht waren. Für die Skateboardfahrer hat man Bäume, Grünanlagen, Rasenflächen, Wildwuchs, überhaupt alles Naturähnliche geopfert – und so nehmen sie den Dom denn als riesige Hinderisstange in Kauf, die möglichst rasant umkreuzt werden will.

Neuerdings kommen die Mountainbike-Fetischisten hinzu, die ja bekanntlich nichts mehr lieben als Treppen und Stufen, und so ist die Domplatte endlich ihrer eigentlichen Bestimmung übergeben worden: als Übungsplatz für alle, die nicht zu Fuß gehen wollen, sondern Spaß auf Rädern suchen. Wodurch die berüchtigte Domfreilegung endlich einen neuen Sinn bekommen hat.



Hanns-Josef Ortheil

Die weißen Inseln der Zeit

Lektüren, Orte, Bilder.

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

12 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-74720-7

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Von magischen Momenten an ungewöhnlichen Orten

Hanns-Josef Ortheil erzählt von den Orten seines Lebens. Er berichtet von fesselnden Lektüren, von Bildern und Klängen, die ihn verzaubert haben. Vor unseren Augen lässt er ein Selbstporträt entstehen, das ihn als einen Enthusiasten der Kunst und als einen Entdecker zeigt, der unser Leben auf seine verborgenen Kräfte hin untersucht. Die Taschenbuchausgabe ist vom Autor um wichtige Texte erweitert worden, die seit der gebundenen Ausgabe des Buches erschienen sind und für einiges Aufsehen gesorgt haben.